

Non obstat sexus

Anfragen an den Zusammenhang von Geschlecht und Gelehrsamkeit¹

Claudia Danzer/Franca Spies

1. Zur Einleitung: Das Judith-Shakespeare-Problem

»Ich [...] dachte an jenen alten Herren, der mittlerweile tot ist, aber ein Bischof war, glaube ich, der erklärte, dass es einer Frau früher, heute oder in Zukunft nicht möglich sei, das Genie eines Shakespeare zu besitzen.«²

Das lyrische Ich des Essays »Ein Zimmer für sich allein« von *Virginia Woolf*, dem dieses Zitat entstammt, wird überraschenderweise dem Urteil des Herren, der eventuell ein Bischof war, wenige Zeilen später beipflichten. Um den Grund dieser Zustimmung zu illustrieren, erfindet Woolf die Figur *Judith Shakespeare*, eine fiktive Schwester Williams, die dessen Talent und Ambition in nichts nachsteht. Wie wäre Judiths Leben verlaufen? Ähnlich erfolgreich wie das ihres berühmten Bruders? Nein, denn sie hätte zuhause bleiben und Strümpfe stopfen müssen, hätte keine vergleichbaren Bildungschancen gehabt. Mit der Perspektive auf eine frühe, unerwünschte Eheschließung wäre sie womöglich aus dem Elternhaus geflohen, hätte sich an einem Leben für die Kunst versucht, nur um wiederum an die gesellschaftlichen Grenzen zu stoßen und sich schließlich das Leben zu nehmen. Um eine Begabung zu entfalten, so macht Woolf deutlich, braucht es nicht nur die entsprechenden Lebensbedingungen, die Judith qua Frausein nicht gehabt hätte, es bedarf auch eines Umfeldes, das mit einer solchen Begabung rechnet und sie fördern möchte. Es bedarf einer gesellschaftli-

-
- 1 Dieser Aufsatz beruht auf einem Workshop, an dem auch *Armina Omerika* als Referentin beteiligt war. Wir verdanken dem Gespräch mit ihr wertvolle Anregungen.
 - 2 *Virginia Woolf*, *Ein Zimmer für sich allein*. Aus dem Englischen mit einem Nachwort von Antje Rávik Strubel, Zürich 2019, 66.

chen Haltung, die »das Genie eines Shakespeare« geschlechtsunabhängig für möglich hält. Für die englische Gesellschaft des 16. Jahrhunderts galt dies nicht.

Woolfs Überlegungen zur Möglichkeit kunstschaffender Frauen lassen sich auf die Theologie anwenden und sie lassen sich in unsere Zeit übertragen.³ Das »Genie«, auch das theologische »Genie«, ist wohl viel weniger ein souverän die jeweilige Materie beherrschendes, schöpferisches Individuum als ein Produkt seines Lebenskontextes und insbesondere seiner Rezeption: Denn ohne die letztgenannten Faktoren, so zeigt das Beispiel Judith Shakespeare, wird es bei aller Begabung mit dem »Genie« nichts.

Wenn wir nach »weiblicher religiöser Gelehrsamkeit« fragen, wie es der Titel des thematischen Forums, auf dem dieser Text beruht, von uns verlangt, dann verrät allein die Themenstellung viel über den Inhalt. »Männliche religiöse Gelehrsamkeit« müsste kaum eigens thematisiert werden. Wir fragen nach gelehrten Frauen, weil sie nicht selbstverständlich dem Kanon theologischer Wissensproduktion angehören, sondern aktiv sichtbar gemacht werden müssen. Diese Notwendigkeit gilt für Christentum und Islam gleichermaßen. Neben dieser strukturellen stellt sich freilich die inhaltliche Frage, was mit einer (Wieder-)Entdeckung weiblicher religiöser Gelehrsamkeit gewonnen wird. Kann man sich davon eine »frauenfreundlichere« Theologie erhoffen? Oder stellt die Vorstellung, zu einer solchen bedürfe es ausdrücklich einer Theologie *von* Frauen, einen genetischen Fehlschluss dar? Besteht gar die Gefahr, dass eine neue Konzentration auf weibliche Figuren in der Religion instrumentalisiert werden kann, um über sexistische Strukturen hinwegzutäuschen? Und schließlich stellt sich das inhärente Problem jeder repräsentativen Frauenpolitik, die jenes Subjekt, das sie zu ermächtigen sucht, nämlich »die« Frau, selbst immer wieder hervorbringt und damit Geschlechteridentitäten mitunter mehr zementiert als aufbricht.⁴

Um die verschiedenen Zugriffe auf die weibliche Gelehrsamkeit herauszuarbeiten, lohnt es sich daher, gewissermaßen noch einen Schritt zurückzutreten und den Blick auf die methodologische Frage zu richten, unter welchen Umständen Menschen in den Religionen als »Gelehrte« überhaupt in den Blick geraten (können) und ob und wie dies für Frauen

3 Sie lassen sich natürlich auch auf andere Bereiche als die Geschlechterfrage übertragen, z. B. auf die Möglichkeiten interkultureller Genieästhetik.

4 Vgl. klassisch *Judith Butler*, *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*, New York 1990, 1–6.

gilt. Damit sind wir beim Begriff des »Narrativs« angelangt. Er weist auf die Bedingungen von (theologischen) Wissenskonfigurationen hin, indem er die Erzählzusammenhänge thematisiert, in denen wir uns befinden.

Um uns den »Narrativen weiblicher religiöser Gelehrsamkeit« aus Sicht der katholischen Theologie zu widmen, fragen wir im Folgenden zunächst nach dem Begriff des Narrativs und seinem Zusammenhang mit Geschlechterdiskursen. Daran anschließend thematisieren wir katholische Narrative des Weiblichen, um schließlich die schwierige Arbeit an den »Narrativen weiblicher religiöser Gelehrsamkeit« am Beispiel der ambivalenten Rezeption der Theologin *Teresa von Ávila* zu verdeutlichen.

2. »Narrative weiblicher religiöser Gelehrsamkeit« und der Katholizismus

2.1 Der Begriff des »Narrativs« und die Geschlechterdiskurse

Wenn ein Narrativ als solches identifiziert wird, kann das anzeigen, dass bereits ein Akt der Emanzipation davon abgeschlossen ist. Davon zeugt schon *Lyotards* Auseinandersetzung mit den beiden »großen Erzählungen« der Wissenslegitimation aus der idealistischen und aufklärerischen Philosophie, deren fehlende Tragfähigkeit er feststellt.⁵ Umgekehrt hebt er den Wert der narrativen Form des Wissens hervor, unter anderem weil und insofern sie »innerhalb ihrer selbst eine Pluralität an Sprachspielen [gestattet]«. ⁶ Gerade die Heterogenität von Erzählungen ermöglicht Lyotard zufolge einen neuen Zugang zur Legitimität in der Postmoderne:

»[D]ie Erfindung entsteht immer in der Meinungsverschiedenheit. Das postmoderne Wissen ist nicht allein das Instrument der Mächte. Es verfeinert unsere Sensibilität für die Unterschiede und verstärkt unsere Fähigkeit, das Inkommensurable zu ertragen.«⁷

Die Identifikation von Meta-Narrativen, welche die öffentliche Debatte bestimmen, und die Suche nach vergleichsweise marginalisierten Positionen, für die es womöglich neue Narrative braucht, um den Diskurs zu

5 Vgl. *Jean-François Lyotard*, Das postmoderne Wissen. Ein Bericht (hg. von *Peter Engelmann*), Wien ⁴1999, 112–122.

6 Ebd. 68.

7 Ebd. 16.